

Lotte Inuk: SULTEKUNSTNERINDE, Kopenhagen: Tiderne Skifter 2004.

*Aus dem Dänischen übersetzt von Moritz Schramm.*

AUSZUG AUS KAPITEL 5, S. 129ff:

*(Drei Mal in der Woche fliegt ein Hubschrauber mit Passagieren und Post von Kangerlussuaq zum Nuuk Heliport und drei Mal in der Woche, abhängig vom Wetter, fliegt er von dort zurück nach Maniitsoq und Kangerlussuaq.*

*Von dem Fenster in meinem Zimmer in Block 16 sehe ich die kleine, vogelähnliche Maschine abfliegen und zwischen den kurvigen, turmhohen Bergen des Fjelds verschwinden.*

*Wenn das Wetter schlecht ist, gibt es keine Möglichkeit, von hier fort zu kommen, so sehr man es sich auch wünschen würde und so sehr man auch darum bettelt und bittet.)*

Die Tochter meines Musiklehrers Nukaraq Enoksen, Susanna, ist ohne Zweifel das schönste Mädchen der Stadt.

Er spielt Bas und schreibt die Texte in einer Band, deren Lieder wir alle kennen und bei denen wir mitsingen, wenn sie gespielt werden, auch wenn wir zu dem Teil der Bevölkerung gehören, der die Texte nicht versteht und seine Band, im Gegensatz zu beispielsweise *Sumé*, keine Übersetzung der Lieder neben dem Original auf dem Plattencover abdruckt.

Susannas Haar ist dick und glatt und kohlrabenschwarz, im richtigen Licht glänzt es fast violett, sie hat lange kräftige Beine und eine Haltung wie eine Königin, abends spaziert sie oft mit einer grünäugigen Katze auf der Schulter sitzend die schmalen, farbigen Holzstege zwischen den grau verputzten Betonwohnblöcken entlang; ich weiß nicht warum, oder wohin. Manchmal hat sie einen Walkman aufgesetzt, die Katze scheint keine Notiz davon zu nehmen, wie auch von nichts anderem, sie sitzt dort einfach nur und passt zu Susannas wildem Aussehen. Susanna beachtet einen nicht, wenn man an ihr vorbeigeht, leider, und selbst wenn das Hindernis der Musik nicht wäre, würde man nicht einfach hingehen und sie ansprechen; dazu ist sie nicht

der Typ. Alle Jungen müssen ohne Ausnahme völlig verrückt nach Susanna sein aber auch an ihnen scheint sie kein Interesse zu haben, sie versucht nicht, sich ihnen zu nähern oder Eindruck auf sie zu machen, und merkwürdigerweise wird sie auch von ihnen weder gemobbt noch rennen sie ihr hinterher, wie es in Nuuk bei einer so auffälligen Schönheit, kombiniert mit einer so überheblichen Ausstrahlung normalerweise der Fall sein würde.

Vielleicht ist sie einfach zu schön, zu mystisch, vielleicht hat man das Gefühl, sie könnte ein wenig abgedreht sein. Oder vielleicht hat es mit der Katze zu tun, sie sorgt für eine Atmosphäre von Hexerei und Gefahr und Zauberei. Sie sitzt wie ein Schutzengel in der Gestalt eines Tigers auf ihrer Schulter und läuft nicht weg, sie fühlt sich an ihrem Platz offensichtlich sehr wohl, vermutlich beneide ich Susanna Enoksen dafür am meisten.

Die dänischen Jungen in der Stadt beachtet man nicht, sie könnten unter uns genauso gut gar nicht existieren.

Hier gibt es grönländische Mädchen und dänische Mädchen und grönländische Jungen. Manche grönländischen Jungen mögen nur grönländische Mädchen, andere mögen auch dänische. Um ihre Herzen und ihre begehrten Blicke zu gewinnen, muss man sich so grönländisch, so zäh und cool und heimisch wie möglich benehmen; man muss grönländische Speisen essen, und unverdrossen überall im Fjeld oder ganz unten am Eis spielen und darf vor nichts Angst haben; nicht einmal vor den grönländischen Mädchen, die einen verabscheuen und die sich unten vor der Wohnungstür zusammen rotten, um einen zu verhöhnen und zu verfolgen und zu verprügeln, sobald man bei einem der Jungen aus ihrer Klasse zu beliebt wird, wie gleichgültig dieser für sie oder für einen selbst auch sein mag.

Malou und ich träumen davon, dickes schwarzes und glattes Haar zu bekommen und mit einem Schlag fließend Grönländisch zu sprechen, so dass niemand mehr unsere eigentliche Herkunft erkennen kann.

Malous Vater hat sich wegen einer grönländischen Frau, die nicht viel älter ist als wir, von Malous Mutter in Dänemark getrennt und ist mit ihr und Malou hier in die Stadt gezogen, während Malous kleiner Bruder bei der Mutter in Jütland geblieben ist. Malou ist also fast halbgrönländisch, zumindest kann sie sich dafür ausgeben, wenn sie sich mit ihrem Akzent anstrengt und keiner ihren wahren Hintergrund kennt; es gibt hier viele halbgrönländische Kinder und sogar ganz grönländische Kinder, die ebenfalls kein Wort Grönländisch sprechen, und viele haben die dieselbe hellbraune Hautfarbe und ähnliche Augen wie Malou. Ich beneide sie dafür; mit meinen gelb-blonden Haaren und den verräterisch graublauen Augen ist es

schwerer, überzeugend zu tricksen, auch wenn meine Mutter glücklicherweise mehr und mehr Zeit mit ihrem hübschen und wesentlich jüngeren und überhaupt in jeder Hinsicht völlig perfekten grönländischen Freund verbringt.

Im Winter wird mein Haar ein wenig dunkler und Malou und ich vergleichen dann ständig unsere Haarfarbe, zählen die schwarzen Strähnen zwischen den helleren und reden uns ein, es gäbe jeden Tag mehr davon, wir laufen so lange wie möglich mit ungewaschenen Haaren herum, weil sie auf diese Weise dunkler aussehen, und üben fleißig den Slang und die besondere Aussprache gewisser, besonders wichtiger, dänischer Worte durch die Mädchen in der grönländischen Parallelklasse.

Die grönländischen Jungen sind so schön. Wie sollten die bleichen und blutleeren, die ungeschickten und übervorsichtigen Jungen unserer eigenen Klasse, Söhne von ausgesandten Bibliothekaren und Ornithologen und Mathematiklehrern und Pfadfinderführern und Büroleichen, sich jemals mit ihnen messen können? Sie versuchen es nicht einmal, sie wissen ja von vorneherein, dass sie nur für eine begrenzte Zeitspanne hier sind und dass es sich nicht lohnt, die Herausforderung anzunehmen; bald sind sie wieder zu Hause auf ihrem eigenen Territorium, wo sie ihre Sprache oder ihren Intellekt oder ihren Familiennamen benutzen können, um sich gegen andere durchzusetzen.

Die Jungen, die halbnackt in den offenen Fenstern des Seminargebäudes sitzen, wenn man abends über die Holzstege unter ihnen nach Hause geht, haben kräftige hellbraune Oberkörper, Amulette von Eisbären aus Walzahn hängen an einem schwarzen Lederband eng um den Hals, und ihr bläulich schimmerndes Haar hängt den breiten Rücken weit herunter, wie bei Indianern. Sie ähneln gefangen genommenen Kriegern, wehmütigen Träumern in der orangefarbenen, goldenen Abendsonne. Sie pfeifen eifrig wie ein Kind hinter einem her, so dass es einem sehnsüchtig durch den Magen zieht. Ihre Stimmen sind beunruhigend dunkel und weich, sie kommen von wunderbar geformten Mündern, die, das weiß man, gut und salzig wie das Meer schmecken würden, wie diese kleinen getrockneten Fische, nach denen ihre Pullover riechen, wenn man im Kino seinen Kopf gegen ihre Schulter lehnt oder in einem schwankenden, überfüllten Bus zufällig gegen sie gedrückt wird. Wenn sie über die Strasse gehen, haben sie die Hände in den Taschen der Lederjacke begraben und gleiten mit zusammengezogenen Schultern und einem zum Boden gewandten Blick, den dampfenden Atem vor sich her pustend, auf ihren glatten, kalten Gummisohlen souverän und unverwundbar über den eisglatten Boden und werfen einem, während man selbst mit der ständigen Sorge, ungeschickt auf dem tückischen Fels

auszurutschen, an ihnen vorbeigeht, scharfe, mit offenem Begehren und liebevoller Anerkennung erfüllte Blicke zu.

Man stellt sich vor, dass diese Jungen für einen kämpfen und sterben würden, wie in einem Märchen oder in einem romantischen Novellenmagazin. Man verliert sich in Kindheitsträumen von edlen Wilden und tapferen Märtyrern, die unter heldenmütigen Kämpfen in mystischen Wäldern und auf fernen, leidgeprägten Kontinenten einen dramatischen, viel zu frühen Tod gestorben sind.

Noch nie war mir klar, dass Jungen so schön sein können! So schamlos verlockend, so hemmungslos anziehend, herzensbrechend weich und gleichzeitig bedrohlich roh und gewaltsam. Wenn doch nur genau dasselbe Blut in meinen Adern fließen würde; wenn ich nur wüsste, was diese Jungen wissen, denken und fühlen! Würde ich nur eines Morgens aufwachen und ihre Sprache sprechen, ihre Geschichte kennen, ihre Kodes entschlüsseln können! Wären die kleinen Haare, die gegen meinen Willen und mit unaufhaltsamer Geschwindigkeit an meinem Geschlecht wachsen, doch nur genauso kohlrabenschwarz und glatt und fein, wie die der grönländischen Mädchen unter der Dusche in der Sportstunde.

Welch einleuchtende Schönheit und Perfektion!

Genau so sollte ein Mensch aussehen.

Miki sagt, dass ich, wenn die Revolution kommt, sofort nach Hause geschickt werde, in meine ursprüngliche Heimat; ich werde keine Chance haben, in diesem Land zu bleiben oder jemals wieder zu Besuch zu kommen. Ich weiß, er würde sich freuen, wenn ich hier bleiben könnte, er spricht als ob er gar nicht daran glaube, dass eine solche Revolution stattfinden wird. Aber ich glaube daran und wünsche es mir von ganzem Herzen.

– Wenn wir heiraten?, frage ich.

– Wenn wir heiraten und ein Kind bekommen, darf das Kind hier bleiben,

antwortet mein Freund: Unser Kind wäre ein echter Eingeborener.

Nicht einmal meine Schulkameraden und besten Freunde Martin und Nico, die hier im Land geboren und aufgewachsen sind und die überhaupt keine Verbindung mehr zu den skandinavischen Herkunftsländern ihrer Eltern haben, werden jemals als echte Eingeborene oder gleichwertige Einwohner in dem großen stolzen und reinen Reich, das nach der Revolution auf dieser mächtigen Insel entstehen wird, angesehen werden. Ein Eingeborener oder Einwohner in einem Land zu sein ist offenbar nicht eine Bezeichnung, die von etwas Konkretem oder nachweislich Geschehenem herrührt, oder zumindest nicht ausschließlich, es ist wohl eher einer dieser abstrakten Begriffe, so scheint es mir.

Die Dänen und Färöer und andere unechte Mischlinge, die, wenn die Revolution kommt, nicht freiwillig abreisen, werden sofort mit einem Genickschuss von hier weggeschafft, behauptet Miki.

– Wirst du für mein Leben kämpfen, frage ich, mein Herz schlägt heftig bei dem Gedanken an eine so ernste und entscheidende Revolte. – Meinst du, wir könnten meine Haare färben? Er lacht: – Deine Haare werden niemals grönländisch aussehen, was auch immer du mit ihnen anstellst! Und unser Kind wäre ein armseliger Bastard, denke daran.

– Wie wir beide, sage ich.

– Sprich für dich selbst, antwortet er.

Die Bastarde sind die schönsten, hier wie an allen anderen Orten: Das schwarze Haar, die hellen Augen, oder umgekehrt. Die langen starken Glieder. Der warme Teint. All das Beste von beiden verfallenen Welten gerettet, ein neuer Anfang, ein Vogel Phönix auferstanden aus der Asche des Untergangs. Ein ganz neuer Menschentyp.

Miki sagt, es sei rassistisch so zu denken; er greift das Wort aus dem Nichts, ganz plötzlich, keiner von uns hat sich wirklich damit beschäftigt, vorher, oder überhaupt an seine Existenz gedacht: Rassistisch. Es ist rassistisch zu denken, dass Bastarde schöner sind als vollblütige, eine solche Präferenz zu haben.

Aber ich liebe nun einmal die Bastarde dieser Welt, vielleicht ist mir diese Vorliebe von Geburt an mitgegeben, schon seit der Empfängnis: mein Vater war verheiratet, aber nicht mit meiner Mutter; meine Mutter behauptet, wenn sie in ihrer aufbrausenden Stimmung ist, dass eben dies die Tragödie meiner Großmutter ist, das Kreuz, an dem sie zu tragen hat. Aber auch wenn ich nicht daran zweifle, dass es eine unglaublich beschämende Geschichte für sie war und sie es auch nicht versäumt hat, es mir bei jeder Gelegenheit mitzuteilen, auch wenn nicht mit so deutlichen Worten, so weiß ich doch sehr genau, dass es nicht stimmen kann, dass das trotzdem nicht alles gewesen sein kann, was diese Vorliebe hervorgebracht hat.

AUSZUG AUS KAPITEL 7, S. 245ff:

Ich gehe in den Flur und hole meine Handtasche, sie sieht aus, als wären Feuerzeug und Zigaretten drin, und es ist deshalb cool, sie zur Party mitzunehmen. Ich schließe mich mit ihr im Badezimmer ein, um meine Frisur zu ordnen und in aller Ruhe mein Make-up auszubessern. Es ist das erste Mal, dass ich mich für eine Party richtig geschminkt habe, ich war heute Nachmittag extra in Oles Warenhaus, um dafür einzukaufen: Rouge, Maskara, Lippenstift, diese kleinen spielzeugähnlichen Gegenstände, die es ermöglichen, ein Gesicht schnell und einfach in eine Maske zu verwandeln; mir gefiel das Gefühl von der ersten Sekunde an, ich war sofort, sobald ich die Wirkung dieser Verwandlung im Spiegel sah – und vor allem nachdem mir die Blicke der Leute auf der Strasse diesen Eindruck bestätigten –, davon abhängig: Es ist, als beschütze man sein Gesicht davor, ohne weiteres durchleuchtet und durchschaut und gedeutet und entlarvt zu werden, und ich habe ohnehin schon lange das Gefühl gehabt, dass es nötig sei, die offene Ausstrahlung meines Gesichts ein wenig herunterzufahren. Welch eine Erleichterung.

Maliaaraq und Ivalu pfeifen mir, als ich aus dem Flur zurückkomme, neckisch hinterher: – Hui, sagt Ivalu, Hallo, Hallo, du glaubst wohl, auf der anderen Party gebe es richtig was abzuschleppen, mehr als hier, was?! Sie kneift mich in die Wange, während Maliaaraq in meinen Haaren rumfummelt, sie mit der üblichen kindlichen Facon der beiden zerzaust. – Du bist vielleicht eine Schlimme, sagt Ivalu. Versprich mir, dass du auf dich aufpasst, fügt Maliaaraq lachend hinzu, und gibt mir ganz unerwartet eine so kräftige Umarmung, dass mir fast die Luft wegbleibt, ich glaube, sie ist inzwischen ziemlich angetrunken, auch wenn man die Veränderung in ihrem sowieso immer völlig bloßliegenden Gesicht nicht sofort erkennt. – Versprichst du es, prustet sie in mein Ohr. Natürlich verspreche ich es, antworte ich, winde mich aus der Umarmung und reiße meine Jacke so ungestüm vom Kleiderhaken, dass lauter andere Mäntel und Pullover und militärgrüne Parkas herunterfallen, es ist meine Lederjacke vom letzten Jahr und ich weiß, dass sie nicht warm genug ist, um sie an einem Oktoberabend wie diesem anzuziehen, und schon gar nicht, wenn man so dünne und unvernünftige Festkleidung trägt, wie ich; schon beim Gedanken daran, vor Ivalus Aufgang zu stehen und auf Petrus und seinen Freund Malik zu warten, die versprochen haben, dort vorbeizukommen und mich abzuholen, beginne ich zu frieren, aber ich halte es hier oben in der Wohnung nicht länger aus, vor allem

nicht in dieser Gesellschaft; der Punsch schwimmt in meinem Magen und rauscht in meinem Blut und ich habe Angst, mir könnte, wenn ich nicht aufpasse, richtig schlecht werden. In meinem Hinterkopf blitzt kurz der Gedanke auf, dass ich vielleicht, wenn ich mich wirklich übergeben müsste, auch ein paar Kalorien des Punsches, den ich getrunken habe, wieder loswerden würde; aber allein die Vorstellung daran ist mir so sehr zuwider, dass ich ihn sofort wieder verdränge und mich so schnell wie möglich zusammenreiße.

Draußen vor dem Block 9 liegt die Stadt verlassen im gelben Schein der Straßenlaternen, der erste Schnee bedeckt die Umgebung und es ist, abgesehen von der Popmusik, die leise wie aus einer fernen, traumhaften Welt aus Ivalus Wohnung herüberweht, still. Es ist sternenklar, die Temperatur ist weit unter Null und mein Atem verwandelt sich in eine weiße Wolke aus verdampftem Eis, das, wenn ich einen Teil davon beim nächsten Atemzug wieder einatme, in meinem Hals und in meiner Lunge kratzt und brennt. Ich schnappe nach Luft und klappere mit den Zähnen und schlage mit den Armen um meinen Körper und tripple vorsichtig den Asphaltweg unter der Balkonreihe der ersten Etage hin und her und bereue, dass ich bei Ivalu nicht wie gewöhnlich meine dicken Stiefel angezogen habe, sondern meine schönen Festschuhe: wenn man sich warm halten will, muss man vor allem an die Füße denken und jetzt tun mir meine Zehen weh, als könnten sie vor lauter Kälte, die von der harten Frostschrift unter ihrer Sohle hervorsticht, auf der Stelle abbrechen.

Ich muss an eine Fernsehsendung denken, die ich irgendwann einmal gesehen habe: sie handelte von einer Echse, die in einer dieser unfruchtbaren Wüsten lebt, in der es für alle anderen Tiere unmöglich ist zu überleben, und in der es so warm ist, dass sie sich nur in der Nacht bewegen und nur in der Nacht nach Nahrung suchen kann, was auch immer das sein mag. Den ganzen Tag lang steht sie mucksmäuschenstill in der brennenden Sonne der Wüste, sie kann nicht einmal schlafen, sondern muss ständig das Gewicht von einem auf das andere Bein verlagern – bis die Sonne endlich untergeht und der Sand unter ihren Füßen sich soweit abgekühlt hat, dass sie sich auf ihm bewegen kann, ohne sich zu verbrennen. Wenn es endlich soweit ist, hat sie längst einen unbändigen Hunger, nicht zuletzt wegen der ständigen Bewegung der Beine, sie muss daher sofort mit der Suche nach den wenigen Resten von Nahrung beginnen, die sie, wenn sie Glück hat, überhaupt finden kann. Mille würde wohl sagen, dass man ein fürchterliches Karma haben muss, um in dieser Form geboren zu werden.

– *Unnuaq manna qiianarpa?*, eine schwarze Silhouette taucht aus der Dunkelheit hinter dem Wohnblock auf und unterbricht meine Gedankenkette. – Ist es kalt, mein kleiner Schatz, du frierst doch nicht etwa?, fragt er. Ich kann das Gesicht nicht erkennen, aber schon aus

vielen Meter Abstand rieche ich, dass er viel und lange getrunken hat; der unförmige Schatten unter der fettig-gelben Straßenlaterne wankt und schwankt, so dass mir schon beim Anblick übel wird.

Er kommt auf mich zu, während er irgendwas vor sich hin murmelt, wie es betrunkene Menschen häufig tun. Ich trete ein paar Schritte zurück, in den Treppenaufgang, aus dem ich herausgekommen bin und zu dem die Tür noch immer offen steht, ich will ihm ungerne im Wege stehen, betrunkene Menschen sind launisch und können, wenn man nicht aufpasst, ohne jeden Grund ausrasten; mit einem höflichen Lächeln signalisiere ich ihm, dass ich kein Problem damit habe, ihn so betrunken zu sehen, dass ich die Situation vielmehr selbst sehr gut kenne, vielleicht hört er ja auch die Musik, die leise aus der dritten Etage erklingt, und versteht, dass auch ich gerade von einem Fest komme, dass wir als also etwas gemeinsam haben, auf diese Weise, er und ich?

Er bleibt stehen, sieht in den Treppenaufgang und direkt in mein Gesicht; ich bin froh, das merke ich sofort, dass ich es mit dieser schützenden Maske von nicht-ganz-ich-selbst bedeckt habe. Sein Gesicht, das zuvor noch ganz im Dunkel lag, leuchtet plötzlich mit einem zahnlosen Lächeln auf, die Augen zwei weiße scharfe Projektoren, die inmitten einer aus allen nur erdenklichen Falten und Furchen bestehenden, wild verwachsenen Landschaft angeschaltet werden: ich blicke in das scharfe Licht und seine seltsamen Augen blenden und lähmen mich – Mein kleiner Schatz, wiederholt er sogleich, und ist schon über mir und überall um mich herum. – Was für ein süßer, kleiner Schatz, zeig mir deine kleine süße Miezekatze.

Seine Stimme eine abstoßende, ätzende Wolke aus Alkohol, sie landet wie ein klammer und feuchter Wellenschlag des Meeres stoßweise auf meiner Wange und an meinem Hals und verwandelt sich in beißende und perlende Tropfen auf meiner Haut. Seine Hände sind überall auf meinem Körper, als wäre er ein Tintenfisches mit tausend Armen, der gestrandet und in Panik geraten ist, und noch ehe ich begreife, was eigentlich geschieht, haben mich diese Arme in dem stinkenden Treppenaufgang umgestoßen; mein Kopf schlägt hart auf dem genoppten Betonboden auf, der Schmerz betäubt mich für einen Augenblick und taucht mich in ein gedämpftes, dunkelblaues Licht.

– Nein, rufe ich dann, ich suche vergeblich nach der Stärke und der Überzeugungskraft vom letzten Mal: – Nein, geh weg, *geh weg*; ich versuche es auf seiner Sprache, so weit ich sie beherrsche, aber er murmelt einfach weiter vor sich hin und lacht und stößt seinen nassen Atem in mein Ohr: Liebe kleine Miezekatze, ganz ruhig, he he he he, was ist denn mit dir; sein magerer Körper unter dem erstickend fettigen Parkercoat knirscht wie das Skelett einer Geisterbahn, aber er hat eine Kraft, die ich vorher nicht kannte, an die ich noch nie

gedacht hatte, ich trete und schreie und werfe meinen Körper hin und her, aber meine Kräfte müssen ihm wie ein harmloser und rührseliger Witz vorkommen, wie eine Karikatur, er lacht fast verwundert über sie, er beißt mir ins Ohr und murmelt weiter: – Kleine, süße Miezekatte. Der Gestank seines Atems und seines ekligen alten Mantels bringen mich fast dazu, mich zu übergeben und gelbe Punschwalle über ihn zu ergießen, aber ich weiß, es wäre eine Katastrophe: er würde ausrasten, ich würde erwürgt werden, ich könnte nichts mehr entdecken in dieser Welt, in dieser hässlichen, höhnisch-lachenden Welt, nichts Schönes oder Gutes oder auch nur einigermaßen Annehmbares, nichts mehr.

Mein Mund füllt sich mit der betrügerischen Süße von Melonen, mit der Erinnerung an ihren Geschmack und ihren Kalorieninhalt, und ich kann nicht einmal mehr schreien, nur noch röcheln, meine Beine haben keine Kräfte mehr, um zu treten, das muss daran liegen, dass ich aufgehört habe, Handball zu spielen, ich muss etwas dagegen tun, etwas muss man doch machen können, etwas steuern, über etwas wieder Kontrolle bekommen, doch nein: und er amüsiert sich einfach: Süße kleine Miezekatte, was für eine Wut, was für süße Hosen, zeig sie mir, mein Schatz, er reißt an ihnen, so dass der Knopf unter dem Bauchnabel aufspringt, mein runder, gewölbter Bauch hat zweifellos mitgeholfen, hätte ich einen Gürtel, den man erst öffnen müsste, hätte ich mehr Zeit gehabt um zu kämpfen, zu schreien, zu denken, viel mehr Zeit, ich muss mir einen Gürtel besorgen für diese schrecklichen Hosen, ich muss ein Mensch mit Gürtel werden, ein Mensch, der einen Gürtel benötigt, ich muss einen Gürtel haben, ich muss, ich muss, ich muss: ich muss weg von hier –

In diesem Moment höre ich laute, dumpfe Schritte über mir, laute dumpfe Menschenschritte, gefolgt von einem Geräusch, als würde jemand seine Zunge im Hals umgedreht bekommen und an ihr ersticken; ich öffne meine Augen und sehe, wie das Clownsgesicht, das gerade noch selig von Lust erfüllt war, sich jetzt in die verzehrte Fratze eines jammernden Monsterbabys verwandelt hat, aie aie aie, ruft er, deutlich überrascht, lass mich los, ich armer alter Mann, hab doch Mitleid! Jemand zieht mit Macht und Kraft die lähmende Masse aus meinen tauben und kraftlosen Armen, ich kann zur Seite wegrollen und auf die Beine kommen, auf meine Beine, die wanken und zittern und mir keine Hilfe waren, ich hasse euch Beine, ich hasse die hässlichen lächerlichen Hosen, die vergeblich und auf so jämmerliche Weise versuchen, euch zu bedecken, euch vor diesen Blicken zu beschützen, vor diesen Blicken, die trotzdem alles sehen, die die ganze Zeit sehen, ständig und pausenlos, ohne Rast oder Gnade oder was-auch-immer, alles sehen sie, alles und die ganze Zeit sehen sie, sie *sehen*: durch Kleidung durch Masken durch Mauern durch Seelen durch Schreie durch Lächeln durch alles, was man auch immer dagegen unternehmen könnte, wie ein Röntgenblick durchdringen sie alles,

untergraben sie alles, was man glaubte, sein zu können, ungehindert dringen sie vor: bis zur Haut bis zu den Knochen bis zum Nerv. Bis zum Körper.

Der Körper, immer wieder der Körper, alles nur Körper und immer, immer der Körper.

Der alte Mann auf dem Betonboden röchelt, ruft, weint, versucht, sich mit seinen mageren Armen zu beschützen, rotzt und schnieft wie ein Kind, so wie ich es gerade noch getan habe, man hat den Eindruck, als sei er kurz davor, als sei nun *er* kurz davor, sich zu übergeben: *Aie aie*, nie mehr, ich werde nie mehr trinken, ich verspreche es! *Ajortumik pinassinnga!* aber Petrus und Malik hören nicht auf, auf ihn einzutreten, auf dem widerstandslosen Tintenfischklumpen herumzutrapeln und ihn mit den Stiefelspitzen zu schubsen und ihn wie ein Fußball oder wie ein Stapel Zeitungen zwischen sich hin und her zu rollen, während sie gleichzeitig fluchen und schimpfen, sich gegenseitig geradezu dazu aufgeilen, ihn anzuschreien und ihn auszuschimpfen, so dass es einem im Herzen wehtut, so dass man kaum zuhören kann, der Alte weint und heult: *Huuh, huuh, aie aie*, nie mehr, ich verspreche ich verspreche, *aie!* Schließlich gehe ich dazwischen, schließlich muss ich dazwischen gehen, ich sage stopp: Stopp, stopp, hört schon auf, lasst es sein, es ist ja überstanden, er ist ja ein armer Penner, und sie hören sofort auf mich, es ist, als hätten sie nur auf diese Worte gewartet und als seien sie fast schon der Meinung, diese Worte hätten viel zu lange auf sich warten lassen, sie hören sofort auf, sie spucken auf den zitternden Haufen in seinem Parka und lassen ihn keuchend an der Wand entlang weg kriechen, sich wie ein Hund in einer Ecke zusammenkrümmen.

Petrus kommt zu mir und legt einen Arm um mich, ich merke, wie hemmungslos ich unter seiner Umarmung zittere, vielleicht liegt es auch daran, dass mir kalt ist, ich kann auf jeden Fall nicht mehr aufhören, jetzt, nachdem ich erstmal angefangen habe; er hält mich mit einer wollig-kratzenden und wohltuenden Wärme fest, wie ein Bär, hinter dem bunten Muster seines Strickpullovers höre ich, wie sein Herz heftig hämmert, seine Arme sind genauso kräftig, wie ich es mir vorgestellt hatte, wie ich einst hoffte, dass meine eigenen es werden könnten, und er ist stolz darauf, dass ich in ihnen zittere und mit der Zeit aufhöre, er hätte nichts dagegen noch lange so stehen zu bleiben: – Bist du okay, Charlie, fragt er und ich sage: Ja, ich bin okay, wie gut dass ihr gekommen seid, es war wie im Film, wie in einem dieser Filme, in denen am Ende immer ein Held auftaucht und einen im letzten Moment rettet. Es ist als Witz gemeint, er soll eigentlich lachen, aber sein Körper ist viel zu ernst oder vielleicht hat er auch einfach nicht ganz verstanden, was ich gesagt habe.

– Ist sie okay, fragt Malik, der in der Türöffnung steht und mit zitternden Händen eine Zigarette raucht, die er eben angezündet hat und die er, sobald sie wieder Blickkontakt

haben, an Petrus weitereicht. Petrus antwortet ihm auf Grönländisch und Malik schielt mit einem schwarzen Blick und einer in Falten gelegten Stirn zu mir herüber, er flucht leise vor sich hin und dann schweigen wir alle drei, während sie ihre Zigarette fertig rauchen und der alte Mann in der Ecke in seinem Alkoholrausch jammert und vor sich hin murmelt, Petrus Arm bleibt um meine Schulter gelegt, auch wenn ich inzwischen eigentlich gerne alleine stehen würde, es zumindest gerne versuchen würde, zumindest für einen Augenblick. Vor lauter Anstrengung, die ich unternahme, um die Zähne fest genug zusammenzubeißen, damit sie nicht wie verrückt in meinem Mund losklappern, verkrampfen mein Ober- und Unterkiefer und ich muss so unglaublich dringend pinkeln und es fällt mir schwer, an etwas anderes zu denken, als an das und an meine eiskalten Füße.

– Wie gut, dass ihr gekommen seid, sage ich noch einmal.

– Willst du zur Party mitkommen, fragt Malik vorsichtig, fast so als spräche er zu einem Kranken, der im Bett liege und dem er im nächsten Moment über die Stirn streichen und den er gut zudecken würde, ehe er nach draußen ginge, um neuen Tee zu holen: – Es ist direkt um die Ecke, im anderen Block, wir müssen nicht lange bleiben.

– Vielleicht sollte ich lieber nach Hause gehen, sage ich mit einer Stimme, die fast nicht zu hören ist. Ich habe keine Lust mehr, zu irgendeiner Party zu gehen und ich weiß, dass ich mit meinem neuen Make-up, das sicher überall in meinem jetzt völlig bloßgelegten Gesicht verschmiert ist, miserabel aussehen muss.

– He, komm schon mit, sagt Petrus, er klingt tatsächlich enttäuscht.

– Nur auf ein Bier, fügt Malik hinzu, es ist direkt um die Ecke.

\*

Hier sitze ich also, in einem anderen Sofa zwischen anderen Menschen, Menschen, die tanzen und trinken und sich munter mit einander unterhalten, genau wie die anderen, ich habe um ein Mineralwasser gebeten, aber Wodka mit Orangensaft bekommen, Petrus bleibt neben mir sitzen, er prostet mir in regelmäßigen Abständen zu und lächelt, sagt aber sonst nichts; ab und zu drückt er mich kurz und vorsichtig an sich, aber ich weiß nicht ganz, was das eigentlich bedeuten soll.

Es ist spät und ich hätte schon lange zu Hause sein sollen, ich weiß, dass meine Mutter wach liegt und sich Sorgen macht und wartet. Ich erinnere mich daran, dass eine der ersten Sachen, die ich als neu angekommenes Kind lernen musste und die für mich neu und ungewohnt war, darin bestand, dass die anderen Kinder, Mädchen und Jungen, laut und hemmungslos lachen und sich amüsieren, wenn man beim Spielen hinfällt und sich wehtut oder

wenn man stolpert oder auf den Felsen ausrutscht oder nasse Füße bekommt oder Nasenbluten oder vom Klettergerüst im Schulhof fällt; ich musste lernen, dass das überschwängliche und fast schon übertriebene Mitleid, der solidarische Trost, den man von den Strassen oder Gärten oder Schulhöfen zu Hause kannte, hier nicht existierte, zumindest nicht, so lange man sich nicht wirklich ernsthaft verletzte. Es dauerte lange, sich daran zu gewöhnen, bis dahin bemitleidete ich mich vor allem selbst, aber mit der Zeit wurde deutlich, dass es das Leben leichter macht: man spart die Aufregung und Panik für den Tag, an dem sie wirklich notwendig ist: man freut sich mit den anderen darüber, dass dieser Tag noch einmal aufgeschoben ist, man ihm noch mal entkommen ist. Aufstehen, mitlachen, weiter spielen. Gerade jetzt ist es das, was ich am liebsten tun würde.

Ich lehne mich in dem fremden Sofa zurück und gehe die Szene mit dem Ungeheuer im Treppenaufgang wieder und wieder in meinen Gedanken durch; ich suche nach dem Augenblick, an dem ich schreckerfüllt war, von Schreien und Ohnmacht erfüllt, aber mein Film springt wie von selbst immer wieder an einer bestimmten Stelle raus, an einer Stelle, an der ich mich auf einmal stark und ruhig fühlte: es ist der Moment, an dem ich merkte, wie leicht ich in den Armen des Biestes war, wie klein und leicht ich bin und wenn ich zu Petrus raufschiele und er zu mir herunter lächelt und meine dünne Schulter mit seiner breiten rohen Hand wieder an sich drückt, scheint es mir, als würde er in etwa an dasselbe denken. Wir kämpften gegen ein Monster, das ist klar und eindeutig; es war nicht meine Schuld, überhaupt nicht, ich konnte nichts dafür, niemand wie ich würde in dieser Situation etwas dafür können.

Ich konnte nichts dafür und es ist lange her, dass sich diese Worte das letzte Mal so gut anfühlten, so wahr und richtig, vielleicht ist es sogar das erste Mal überhaupt, dass ich mir sicher bin und dass mir diese Sicherheit so eindeutig von Außen bestätigt wurde.

Noch immer ist mir unbegreiflich, wie ich meine Lehrerin Nordsøe zu ihren Handlungen aufgefordert haben muss, ohne es mit Worten auszudrücken, oder was Victor Frederriksson in meinem Spitznamen zu erkennen meinte; es ist mir nicht klar, wie der traurige alte Seelenfänger an unserem Küchentisch es schaffte, mich mit gleichen Teilen Furcht und Begehrt zu erfüllen; aber hier und jetzt sind solche komplizierten Dinge nicht vorhanden, hier muss man über nichts spekulieren, nichts in Frage stellen. Alles ist eindeutig.

Je kleiner man ist, je leichter, je mehr man auf dieser Welt von Gewicht befreit ist, desto weniger muss man sich Sorgen machen und für desto weniger Dinge *kann man etwas*; welche verblüffende und gleichzeitig einleuchtende Erkenntnis, so klar und überzeugend.

Und jetzt liegt Petrus Arm auf meiner Schulter: Wie schnell es plötzlich ging. Wo ich doch gerade begonnen hatte, das Langsame und Sichere der Tage zu genießen und zu schätzen: die Endlosigkeit der Schulstunden, die Leere der Nachmittage, die Dunkelheit, die sich Tag für Tag ein wenig schneller und dichter um die Landschaft legt. Die Minuten, die zwischen der Einnahme eines ganzen oder halben Fruchtgummis tickend hinfort schleichen, Viertelstunde auf Viertelstunde bis die sieben oder acht, die vergehen sollen, endlich vorbei sind. Das Abendessen: jede Mundvoll eine Ewigkeit zu kauen, meine Mutter daran zu erinnern, wie gesund und gut es ist, sie weiß es doch selbst. Mindestens fünfzig Mal und am Besten auf beiden Seiten des Mundes, bis das Essen fast völlig flüssig geworden ist und schon verdaut wurde! – Ich las es einst in einem Buch oder in einer Zeitschrift, ich sah es in einer Fernsehsendung: es ist gesund und gut für alles Mögliche, jeder weiß es.

Die Nacht und ihre zufriedene Ruhe, die Glückseligkeit zu wissen, dass es sich um eine natürliche Fastenzeit handelt, dass das kleine Lotta-Mädchen nicht die einzige ist, die in diesen Stunden nichts isst; dass niemand es von mir erwarten würde, dass niemand in diesen Stunden irgendetwas von mir erwartet oder fordert. Zumindest in diesen Stunden.

Sein Arm, und bald wird alles andere folgen. Wie passend sie kam, diese spektakuläre Hollywoodrettung: jetzt schulde ich ihm mein Leben, mein Körper, wir wissen es beide; wie passend. Und er, so froh und stolz und rein.

Es verging ein Monat von dem Moment, als ich Petrus zum ersten Mal gesehen habe, bis zu seinem ersten schüchternen Lächeln, und ich habe mich auf den nächsten Monat gefreut, und den nächsten, den drauffolgenden Monat; auf die Jahre, die bis zu einem ersten Kuss von ihm, von jemandem wie ihm, vergehen sollten. Von allen wählte ich ihn, weil ich hoffte, auf diese Weise in einer beschützten und freundlichen Zeitspanne geruhsam warten zu können. Bevor irgendetwas passieren würde, bevor jemand wie er überhaupt daran denken würde, seinen Kopf von seiner konzentrierten Arbeit am Paktisch zu heben und ein gleichgültiges 13-jähriges Mädchen wie mich eines Blickes zu würdigen, wäre er schon längst verheiratet und hätte Kinder bekommen und wäre für mich unerreichbar und zudem wäre ich selbst längst über alle Berge verschwunden, wäre weit weg in der großen Welt, in meiner ganz eigenen Welt, weit weg von Malou und ihren Nächten aus Eis und Herzen aus Stein und dann dies, ja dann dies! Hier also sind wir jetzt.

Hier also sind wir jetzt, wieder.

Wenn man alles in Betrachtung zieht, gibt es also keine Wege, die von hier fortführen. Von hier, wo ich nun einmal schicksalhaft platziert wurde. Ich weiß nicht, wie ich so lange mit der Hoffnung leben konnte, wie ich mich so lange so optimistisch gebärden konnte, so

kindisch: ich habe keine Ahnung, wo sie herkam oder wer sie mir gegeben hat, diese Hoffnung auf mögliche Auswege, auf mögliche Wege von hier fort. Aber es muss jemand gewesen sein, der mein Herz verhöhnen und verspotten wollte, und wenn es ein Engel gewesen sein sollte, dann habe ich ihn jetzt durchschaut, dann will ich ihn einen Dämonen nennen.

Der einzige Ausweg besteht darin, Anlauf zu nehmen und abzuheben und zu fliegen...

\*